

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1940

40 (13.10.1940)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 13. Oktober 1940

Folge 40 / Jahrgang 1940

Schwarzwälder Bauer und Bäuerin

Von Hermann Eris Busse

Nach altem Brauch bestimmten sie die beiderseitigen Väter schon in der Wiege füreinander. Es gab da nichts zu fadeln. Die Töchter der Schwämer und der Schwent beirateten einander seit Geschlechtern, und es hielt schon lange schwer, ganz genau die verwinkelten und überkreuzten Verwandtschaftsgrade zu klären. Patriarchalisch vererbten die Väter wie die Hefe auch die Seelen ihrer Kinder. Sie fügten sie zusammen und trennten sie nach ungeschriebenen aber streng gefühltem Gesetz, und die Töchter, selten durch neues Blut von außen her erfüllt, machte sie alle einander ähnlich wie Geschwister. Es gab daher kaum Tragödien der Liebe, die aus der Auflehnung gegen den väterlichen Zwang und Abneigung gegen den Ermahnten wuchsen, wenigstens nicht so viele, wie es scheinen möchte, wenn man an die zahllosen Bauerngeschichten denkt, die vor und nach Verthold Auerbach wie Pilze aus dem Boden schossen und fast alle darauf bauten, daß Hans die Grotte erst nicht bekommen sollte, weil es einer der Väter zornmütig und grausam zu vereiteln frebte. Romeo und Julia auf dem Dorfe sind ebenso

Der Bauer, bartlos, schmal von Körper und Angesicht, eher zierlich als ungefüß, aber zäh-lebhaft (die Schwarzwälder legen kein Fett an) sitzt er bei den Mahlzeiten im Herrgottswinkel. Sein Löffel steckt in einer Lederleiche an der Wand, er ist mit Knecht und Magd aus einer Schüssel, nachdem ein Gebet gesprochen ist. Kein Wort fällt, wenn er nicht spricht, kein Kind darf greinen oder schmälen beim Essen. Seinen Willen darf niemand entgegen sein, das magt auch keines. Die Vererbung der Autorität seitens der Chalten wird durch Entlassung gesichert. Da ist der Bauer unversöhnlich. Heute noch herrscht im Schwentenhof wie in manchem anderen fernab vom Verkehr ruhenden Hofe die Ueberlieferung. Der Jodel war im Weltkrieg, aber er hat nichts von der einnehmenden Beiförderung angenommen, er reagiert unumschränkt auf seinem Eigentum, nur die Steuerbehörde redet ihm drein, und statt „von Hand“ wird mehr mit der Maschine geschafft. Er geht noch auf seine Jagd, er schlägt aus seinem Hochwald sorgfältig ausgewählte Tannen und „Reiß“ sie mit den Knechten in den steilen Abhängen hinab ins Tal, wo sie verladen werden. Über von der Tracht lieh er ab. Zeit er auf einem Trachtensfest in der Stadt Herrchen im rotgefärbten Schöckel gesehen hat mit falschen Schlafhaaren und rotgeschminnten Wäffeln, war ihm kein Bauernkleid verleiht. Nun hängt die schwarze Weste im Schrank, der schwarze, ripsamene und rotgefärbte Kirtenschrock daneben, das Hemd mit dem hochgehüllten Kragen, dem Waterröcher, gibt in der Truhe, das schwarze Halstuch bricht ungebraucht in den Falten. Nur den runden Hals trägt er noch, bis er wie Hundel zerfällt, und zuweilen am Sonntag, wenn er nicht ins Dorf hinabgeht, legt er den Schwanz an, den kurzen, dunkelbraunen Spenschen. Er raucht gern, sonntags nach der Kirche wird seine Pfeife nur noch während des Essens kalt.

Seine Bäuerin, die Lydia, geborene Schwämer, vom Altbronnerhof, wird ihrer Tracht nicht untreu. Sie steht noch sonntags, wenn es hochförmlich zugeht, über die Florhaube den Rosenhut. Der ist großrandig und wippend, beschwert mit schwarzen Wollrollen. Als Mädchen trug sie gerne den weißgepöhlten Hut mit den roten Rosen (Wollen), er stand so fein zu ihrem braunen Haar. Und es war lustig, wenn man jung und voll heißer Erwartung in die schlöckeligen Strümpfe schlüpfen konnte, die aus dem Haar der armen Hermschönen verfertigt waren. Nun ruhen sie im Schrein für das Gold, wenn es sie braucht, und wenn man bis dahin nicht ganz der Tracht entfremdet ist. Die Jungen sträuben sich schon herabhaft dagegen, das „Städtische“ finden sie „feiner“ und

„Kommoder“. Die Bäuerin Lydia ist noch nicht alt, hat ein schmales, bräunliches Gesicht mit einer geradezu klaffend geformten, wenn auch ein wenig zu kurz geratenen Nase. Ihre großen, herrlich geschnittenen Augen sind von einer samtigen Dunkelheit, die Stirn schmal und nicht eben hoch, aber fein geformt, das reiche, stark gewonnene, großgewellte Haar glänzt matt und ist in zwei Büsche late geflochten, die über den Rücken fallen bis ins Kreuz. Sie gehört zum Typ der stets schönen, anmutigen „Schwarzwälder Bäuerinnen“. Dann und wann meldet sich irgendwo blondes Haar heraus zum dunklen Antlitz. Die feistlich beeinflussten Schwentenhöfer zählen viele breitgefrünte Kleinäugige zu ihrem Geschlecht, sie hatten schwarz



Schwarzwaldbraut aus dem Glottertal

gezeichnete Hochbögen und waren eher kraftvoll gesund als schön.

Der Bauer und die Bäuerin leben in Frieden und rauber Liebe miteinander. Es werden nicht viele Worte gemacht, keines befehlt dem andern. Sie haben ihre genaue Arbeitseinteilung, wie es seit alterher im bäuerlichen Tagewort Sitte war. Sie bilden eine selbstverständliche Einheit — Mann und Frau. Sie sind da zu pflügen, zu säen, zu ernten, zu zeugen, zu gebären, zu beten; die ewig einfachen und kraftvollen Aufgaben der Menschheit zu erfüllen.

Burg Sündenstein

Von Friedrich Roth

Burg Sündenstein, wahrhaft ein Sündenstein. Sie übertrug mit dem von ihrem tapferen Vorfahr als Ehrenmal für die im Weltkrieg für Deutschland gefallenen Elsäßer neu errichteten Turm weithin das herrliche Land. Die Aussicht von oben ist so stolz und traumhaft schön, daß sie wohl nicht ihresgleichen hat. Rauberhaft gelichtet in der Runde liegen die Massive der Vogesenberge, fern in einem Auschnitt leuchtet ein Tal. Ueber allem schwebt Duft und Sonne und lagert der Friede Gottes.

Wir sitzen in der Halle der Burg zu einem Amfibis zusammen. Ein feierlich ehrfrächtiger Atem waltet über dem Gespräch. Die blonde Frau des Hauses, blaß und schön, hat unsere Hochachtung. Wir wissen, was sie an der Seite ihres Mannes durchzuführen hatte für das Deutschtum. Noch nicht lange ist er zurückgekehrt hierher, nachdem er damals mit seinem Weibe und drei Kindern nach dem Tode der Burg schon die französischen Säbber eintrat. In Abwesenheit wurde er, der mutige und freie Kämpfer deutschen Geistes, zum Tode verurteilt. Nun aber flattern auf den Zinnen von Sündenstein die Hakenkreuzfahnen. Blutrot grünen sie in das grüne Land, unerschütterliches Symbol der Kraft des Blutes und der Treue.

Es dämmert schon als wir auf hellem Wege von der Burg niedersteigen. Ich gehe allein und hänge meinen Gedanken nach. Da werde ich am Fortkühns Zeuge eines spähhaft geführten Disputes zweier Männer. Ich muß deren Aussehen beschreiben. Der eine ein junger, wuchtiger Kerl, strobend von Gesundheit mit sonnenbraunem Antlitz und blauen funkelnden Schalksaugen. Der andere ein hagerer, älter, ein Waldmann, Waldschrat, Waldarbeiter. Die Stille der Forste dunkelt in seinem Geänge. Aus dem Barte duftet das sommerliche Garz der Tannen. Er hat eine Epithane über die Schulter geworfen, und an einem Gürtel trägt er das Gessentännchen. Seine Hände sind voll Pech und rissig vom schweren Schaffen im Holz.

Ich höre — selbst noch ungelesen — den Alten reden: „Ihr, gelbrunnen seid ihr ja, wie die Franzmänner, daß ihr die Schlappen verloren habet!“ „Heim, heim!“ laut der Junge. „Soll man sich toitschießen lassen für die Schlammer?“ „Dast recht!“ sagt der Alte, „hätt's auch so gemacht, wär ja anders Verrat gewesen!“ „Anders Verrat gewesen?“ Ich trete hervor in die Richtung. „Ja, an den Deutschen!“ gibt mir der Alte zurück. Und nun wird er totornit und erzählt, wie er 1915 an der Forstrotzöhe, 1918 bei Verdun gekämpft habe — und 1918 bei Cambrai verwundet worden sei, wie er immer wieder in



Der erste Tanz auf der Tenne für das Brautpaar
Autn.: E. v. Pagenhardt, Baden-Baden (2)
Hans Ketzlaff, Berlin (1).

selten oder häufig in ihrer tragischen Schicksaligkeit wie sonstwo in bäuerlichen Kreisen. All das sentimentale und überromantische, milde oder auch edle Tun der Schwarzwälder in diesen Geschichten hat mit der Wirklichkeit nichts gemein. Der Waldesbur und Büren verflochten sich selten, ihre höchste Jucht geht auf Würde aus, Würde in der Umwelt zu wahren, vor allem vor dem Gesinde, vor den Chalten, ist ihr angeborenes Vernehmen.

Früh schon, gleich nach der Entlassung aus der Schule, macht der Burfah in allen Ehren seinen Kitzgang bei dem Mädchen, wird zu „Nicht“ geladen in die „Kunfektstube“ (ohne Spinnradstürren heute), führt die Allerliebste zum Tanz, bis dann endlich der Brautaussteuerwagen aus dem Hof des Mädchens rollt, hochbeladen mit Schreinen, Betten und Wäsche, wobei zudberst mit bunten Bändern geschmückt die Wiege nicht fehlen darf, bis dann endlich der Schwäpel für immer verwahrt wird, für Kind und Kindeskind in Ehren aufgehoben, und aus dem runden Mund eine ferne Bäuerin wird. Und so geht das Leben weiter, nicht viel anders als es Aline und Aline gelebt haben in Freud und Leid. Hohe Wellen schlägt es meistens nicht. Es ist streng und unerschütterlich in die Regeln der Jahreszeiten und des Brauchturns gefast.

Nach zwanzig Jahren

Von Paul Sättle

Wir haben um dich gerungen
In blutigen vier Jahren,
Es ist uns nicht gelungen,
Dich zu bewahren.

Das Schwert ward uns zerschlagen
Durch schnöden Verrat,
Wir mußten sie stumm ertragen
Die feige Tat.

Nun sind wir wiedergekommen
In grauen Haaren
Und haben ans Herz dich genommen
Wie einst vor Jahren.

Sind wir auch alt geworden,
Wir haben von neuem gefoch
Wir wollen dich hüten und horten
Für alle Zeit.

Wir sind die alten Soldaten
In grauen Kleid der Ehr
Und bleiben Kameraden
Zu deiner Wehr.



Der Willkomm-Trunk für Braut und Bräutigam — Bei einer Hochzeit in Einbach bei Hausach



Zeichnung: L. Leinen

Träumen all die Unzahl der fremden Mächte und der Unterjochung seine Kameraden am Maschinenengewehr habe fallen leben und wie er diesen Traum gar liebgewonnen und gar nicht habe loswerden wollen, wie es ihm ein Band der Kameradschaft über die erwungene Grenze hinweg war und ein Licht der Hoffnung auf die Wiedererhebung der mannhafte Deutschen.

Er erzählt, wie er mit dem einzig Ueberlebenden außer ihm von damals Briefe gewechselt habe bis zum Ausbruch dieses neuen, nunmehr gezeichneten Krieges. Er erzählt das alles in seiner schlichten Weise, in der harten, wissenden, unpathetischen Art des Volkes. Der Junge steht ehrfürchtig und bewundernd dabei. Und nun frage ich den Alten, ob die Franzosen ihn nicht wie viele andere ehemalige deutsche Weltkriegskämpfer wieder hätten einziehen wollen. Und er sagt darauf: „Es war nahe daran, aber ich hätte mich gewiegert“. Und nun tut er einen Auspruch, der mir wie aus dem Munde dieser heroischen Landkrieger selbst und aus dem vieler getreuer Menschen im Elfaß gesprochen schien. Er sagt: „Hätten die gelaubt, daß ich ein Gemein in die Hand nehmen würde! Eher als daß ich auf meine Kameraden von ebendem geschossen hätte, eher hätte ich meine alten Wunden wieder aufgerissen und Salz darauf gestreut!“ Und zur Bekräftigung wiederholt er den gleichen Auspruch noch einmal. Das gilt. Wir andern aber stehen stumm, so sehr sind wir angefaßt von solcher Entschlossenheit und solchem mannhafte Gelöbntis.

Ich brücke dem getreuen Elfaß die schmiegele Gant und wandere fürbik in den kummern Wald hinein. Der Geistige da oben auf der Felsenburg als Hüter des Heils, der Arbeiter der Kauf in seiner merkwürdigen Echtheit, der Bauer im Tal, urdeutschen Sinnes voll, pflügend über die reiche alte, geschichtliche Erde — was fehlt dir, Elfaßland zu deiner deutschen Weisheit? —

Die letzte Weinlese

Erzählung von Ernst Toepfer

Brandort liegen die Hügel Döppelheims in der Sonne des Nachmittags. Im weichen Dunst der Bienen, an die sich der Fluß beugt, stehen sie, eine kullende Wand, gegen die Ebene des Döppel, und die Härte ihrer Formation, der klare Aufbau ihrer Vase, die Kuppel ihrer Gliederung erinnern an die strenge Ordnung jener römischen Kolonien, die diesem schieferdunnen Boden nicht nur das Schwert, sondern auch die erste Rebe brachten.

Das Weingut liegt in einer Wunde, wenige Kilometer von Merstein entfernt. Es ist dies eine gute Sonne in diesem Herbst. Völlig hängen die Trauben an den Stöcken. Blau liegt das Licht auf den Dächern der Stadt, und die kleine Masterrasse, in der der Major in einem Wohnhaus sitzt, ist von Sonne durchstrahlt.

Der Major hat sich den Döppel aufgeschoben. Neben ihm, auf dem fortgeschrittenen Stuhl, steht ein Bienenkorb. Ein Fenster ist offen. Die Zeitungen sind dem Major über die Knie auf die Erde gerutscht. Vom Fluß her hört man das Luten der Schlepper. Durch die Stadt fahren diese albenen Automobile.

Der Major nimmt einen Schluck. Er schließt die Augen und laßt den Wein zwischen Zunge und Gaumen. Es ist zwei Uhr nachmittags. Der Major will schlafen. Er rückt die Decke zurecht. In der linken Masterrasse hängt der Fels.

Der Major denkt, während die Sonne immer mächtiger wird und sich mit der Wärme vergrößert. Gedanklich über die Weinberge, die Major denkt, während ein leichter Wind nach den Wäldern der Himmelskünde greift und das Haus in der Gnade eines berauschten Lichtes verharret — der Major denkt: „Ich werde schlafen, Henriette wird schon nach dem Mittagessen kommen.“

Henriette ging, als der Major die Augen schloß, durch den weiten Weinberg. Die Sonne stand fast noch in der Höhe. Der Fluß spielte sich ängstlich durch die Ufer. Die Wälder sangen, manchmal lachte eine Frau laut unter ihnen auf.

Henriette hatte bald die kleine Hütte an der Spitze des Hügel erreicht. Sie setzte sich auf die dürre Holzbank. Sie dachte an den Major. Der Tag blühte in seiner schweren Hitze. Es war, als gäbe es nie ein Ende des Lichts, das über die Wälder flutete. Henriette sah den Ameisen zu, die an den Trauben pickten. Der Himmel über dem Major war hell und unermeßlich hoch. So weit das Auge reichte, war Licht.

Der Major hatte sich zurückgelegt und schlief. Der Zeitig kauerte auf seiner Stange. Das Gesicht des Majors zerfiel wie fast jedes Gesicht im Schlaf. Die Unterlippe hing halb herab, und der Atem, den der Körper aus sich preßte, war alt, feucht und schwer.

Jenes Auge, das alles sieht, bemerkte, daß der Major sich nach einer Weile im Schnulst unruhig bewegte. Es sah das Blut seiner Adern aufsteigen, und es sah sein Herz mühsam ankämpfen gegen den Antik.

„Ich hätte nicht den schweren Wein trinken sollen“, dachte der Major, „und dann war da noch der Kaffee...“, aber schon rief ihn der Traum hinweg, und das Signal der ankommenden Nähere am hellen Ufer des Flusses hörte er nicht mehr.

Quert war es die Schulbank, die er sah. Da sah der Krüger neben ihm und hatte immer alle Aufgaben fertig, und grünte demot auf dem Vesper. Dieser war ein guter Mensch, und er hätte lieber die Geige gespielt als Menschenfunden gegeben, aber da er lieber die Geige gespielt hätte, war er streng in der Nachstunde.

Der Krüger hielt sein Best zu, und neben ihm sah der kleine Major. Sein Vater war er alt. Er trug einen schottischen Schilb, und der Krüger, der hatte nur eine Freizeitle, weil sein Vater arm war, aber er hatte immer die Nachaufgaben fertig, und da gab ihm der kleine Major unter der Bank zwei goldene Griffe, und der Krüger grünte und sagte: „Drei!“, und da gab er ihm den letzten, ja, dann hatte schließlich der Krüger die Hand vom Best gehoben, und der kleine Major durfte die Aufgaben abschreiben, während der Krüger mit den goldenen Griffen spielte.

Der Major war sich zurück. Neben ihm fiel die Fialke um. Er erwachte, schloß rasch die Augen, und der dünne Nebel des Traums lenkte sich wieder auf ihn herab.

Agnes war blond. Das hatte ihm der Kamerad in Mainz erzählt, als sie vom Dragonerregiment, wo sie standen, nach dem Weingut ritten. Der Major, der damals ein Leutnant war, ging neben dem Kameraden in die Halle des Gutes.

Dort sah die Mutter, und hinter ihr stand die Agnes. Sie war noch viel schöner, als der Kamerad gesagt hatte. Sie wurden benimmt, und als er und der Kamerad in die gemeinsame Schlafkammer gingen, sagte der Kamerad, er werde Fräulein Agnes heiraten. Am nächsten Tag wurde die Verlobung vollzogen. Zwei Tage später ritten sie ab. In der Garnison stand alles unter Alarm. Sein Tage später fuhren sie in den Krieg, der ein Weltkrieg wurde.

Und wieder war Agnes vor ihm, 1916, und der Kamerad war tot. Die Nachricht mußte er, der inzwischen ein Rittmeister geworden war, der Agnes überbringen. Vier Tage blieb er auf dem Gut. Agnes schwieg, sie betrachtete nur ihr Kind. Er verachtete sie an trösten. Auch die Mutter sprach auf sie ein. Einen Monat später schickte ihm Agnes ein Feldpostpaket, und ihre Mutter schrieb, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei. Drei Jahre später verließ er die Arme, die aufgelöst wurde, mit dem Rang eines Majors. Als er Agnes sah, sagte sie, es sei das Beste, er bleibe hier. Drei Jahre alt war das Kind. Es hatte Dunkel auf ihm. Später mußte es Vater sagen.

Der Major war in das Weingut gezogen. Agnes erzog ihr Kind. Sie lebte für sich. Das Kind wuchs heran. Der Major fragte oft Agnes, warum sie ihn zu sich geholt hätte.

Henriette brauchte einen Vater, und du warst der nächste“, hatte sie immer geantwortet und ihn, ohne auf seine Rede zu achten, dann stehen gelassen.

„Auch hier möchte ich ab“, dachte damals der Major, aber er sprach es nicht aus, sondern blieb auf dem Gut, wo er kein Auskommen fand.

Und dann war jene Nacht gekommen, da Agnes plötzlich durchs Haus ging, vier Stunden lang, in der Schwärze des Wahnsinns, und später, das Kind auf dem Arm, durch die Weinberge, und als er sie einholte, sagte sie nur: „Sie brauche ich nicht.“

In dieser Nacht hatte der Major zum erstenmal in seinem Leben, außerhalb seines militärischen Dienstes, eine Tat getan. Das Kind hatte er Agnes entziffen, es ins Haus gebracht, und an seinem Bett hatte er gefesselt und nicht mehr an Agnes gedacht. Er hatte nur gelungen, bis es Morgen ward und das Kind schlief.

Und als es schlief, brachten sie Agnes herauf aus dem Fluß, drei Fische und zwei Wendarmen, und er hatte ihnen, die Kumm vor ihm standen, nur gesagt, er könne für alles nichts. Es hätte keinen Sinn, ihn etwas zu fragen.

Oft, nach dieser Nacht und nach diesem Morgen, hatte der Major überlegt, daß alles, was er tue, ein Erlas sei. Der tote Freund, dem die Agnes abgeschrieben hatte, die Tochter, die nicht seine Tochter war, das Gut, das nicht ihm gehörte — dies alles hatte ihn zu einem stillen Mann gemacht, der Zeit zu reden, zu trinken beliebte.

So verging die Zeit. Henriette, die Tochter, blühte auf zu einem hübschen Weib. Der Major ergab sich immer mehr dem Wein. Die Gruben gingen über ihn hin. Und wenn er schlief und träumte, ging es immer wieder mit diesem Krüger los, der mit den drei goldenen Griffeln spielte und dabei grünte.

Der Major lag im Sessel. „Ich habe kein Leben gehabt“, sagte sein Hirn, „ich habe in Deutschlands schönstem Gau meine Zeit verbracht.“

Ganz weit hörte er das Horn eines Schleppers, und wie er so lag, da waren plötzlich Trauben um ihn, viele Trauben, und er fragte sich, was soll ich mit den Trauben? Er atmete tief. Die Fülle der Trauben bedrängte ihn. „Man müßte“, dachte er rasch und nicht ohne Schmerz, „wegfliegen können. Vielleicht fände man etwas, was keine Pflicht wäre. So ein Spiel. Drei goldene Griffe ohne Vesper...“

Das Herz eines Mannes erträgt vieles. Es erträgt Krüge, Siege, Verrat, es erträgt daß und oft sogar die Dummheit. Was aber das Herz eines Mannes kaum erträgt, das ist: nichts zu lieben. So ging es dem Major. Immer hatte er nur vermalte. Die Ehe seines geliebten Freundes hatte er vermalte. Das Gut seiner Frau, die niemals seine Frau gewesen war, hatte er in Ordnung gehalten. Die Tochter Henriette, die nicht seine Tochter war, hatte er wie ein Kind aufgezogen. Ja, Glück hatte er gehabt, wenn Glück ein Bett, Brot, Ruhe und den Blick über diese Weinberge und diesen Fluß bedeutete. Getrunken hatte er, und sein Herz, das keine Leidenschaft je erreichte, hatte nur unter den Wellen des Wahnsinns geatmet. Es war ein ängstliches Herz. Es hätte lieben können — aber hat dessen jenseit es steht den Major auf den Siegestuhl in der sonnenüberfluteten

Das Herz eines Mannes erträgt vieles. Es erträgt Krüge, Siege, Verrat, es erträgt daß und oft sogar die Dummheit. Was aber das Herz eines Mannes kaum erträgt, das ist: nichts zu lieben. So ging es dem Major. Immer hatte er nur vermalte. Die Ehe seines geliebten Freundes hatte er vermalte. Das Gut seiner Frau, die niemals seine Frau gewesen war, hatte er in Ordnung gehalten. Die Tochter Henriette, die nicht seine Tochter war, hatte er wie ein Kind aufgezogen. Ja, Glück hatte er gehabt, wenn Glück ein Bett, Brot, Ruhe und den Blick über diese Weinberge und diesen Fluß bedeutete. Getrunken hatte er, und sein Herz, das keine Leidenschaft je erreichte, hatte nur unter den Wellen des Wahnsinns geatmet. Es war ein ängstliches Herz. Es hätte lieben können — aber hat dessen jenseit es steht den Major auf den Siegestuhl in der sonnenüberfluteten

Und als von den Weinbergen der Gelang des Abends immer stärker anschwellen und der Mann der Stadt sich mit den Signalen der heimkehrenden Schiffe vermählte, wußte er, daß der Brief ihrer Mutter, jedoch dem Tode die Augen, ging zum Fenster und ließ den Reif in die milchblau Nacht.

Darauf trat sie in die Diele, wo die Pfänder und Vesper und die Mädchen, ein wenig trunken vom Most, zu singen begannen, erhob ihre Stimme und sagte über die geduckte Schar: „Mein Vater ist eben gestorben.“

Da schwebte alle, und der Tod ging, sich leise verbendend, aus dem Haus.

Die Angst vorm Zahnarzt

Von Richard Euringer

Dieser Zahnarzt Schwattkopf kam von der Klinik mit der etwas überheblichen Sachlichkeit der jungen Leute. Er tat ungläubig, wenn ein Krankenpatient über Schmerz klagte, dachte an die Taxe, wenn er keine Spritze machte. Damen gegenüber gefiel er sich ein wenig in den neuesten Errungenschaften der Zahnheilkunde, zeigte sich mit wissenschaftlicher Genauigkeit, Quarslampe, Sedation, um dem laienhaften, und behandelte sie schonend. Sie befragten ihn häufig, daß es gar nicht weh getan, und empfahlen ihn häufigen Freunden.

Schwattkopf ging rasch in die Wie zum Haut- und Haarhändler, ging mit zu diesem jungen Mann, vor dem tapfer zu sein oder schrecklich Angst zu haben nicht ohne Reiz war.

Schwattkopf kam auf den Geschmack. Während er die kleinen Schwächen schmeichelhafter Einzelheiten als galante Abwechslung seines Stundenplans genoss, bot sich endlich ihm ein Thema, seinen Doktor den zu bauen, ohne sich mit Widerweissheit allzu grämlich zu belassen. Er begann Erfahrungen aufzusuchen und zu sammeln, die spezifische Schmerzempfindung gewisser Arten von Patienten unter mancherlei Funktionen inheimatisch einzureifen. Wenn er fortan ein Nervenzusatz oder an das Zahnfleisch bohrte, mit kalter oder warmer Spitze den Defekt ergänzte, Chloroform oder Kokain anwandte, stellte er eindringliche Fragen mit vernehmlichem Ernst: „Zu das weh? — Wie tut das weh? — Können Sie den Schmerz beschreiben?“

Auch jetzt erwiehen sich die Damen als lehrreichstes Material. Ganze Tagelöhner voll ihrer arten Sensationen stellten sie dem jungen Forscher lebenswichtig zur Verfügung. Tapfer unterwarfen sie ehrsüchtig besonderten Proben, kleinen Warten, die sie freiwillig behandelte. Dann bekränzte er einmal nicht, sondern tastete die Grenzen der Erträglichkeit mit sehr feinen Sätzen ab, studierte den Reflex, fand das Gebiet so ungeheuer und voraussetzungsbegabt, daß er ohnötig schlief machte, seine Sätze zu Papier warf, die Druckkosten bezahlte und das ehrende Diplom, das nicht auslief, räumte sich und ins Wartezimmer hängte.

Fortan interessierte ihn kaum noch, was gewedete Leserinnen der gelehrten Schrift, die denn unter den Journalen anlag, etwa nachzutragen wußten. Ja, es machte ihm nichts, wenn das abgegraste Thema immer wieder aufs Tapet kam. Sacht, sich interessiert zu machen, gar nichts weiter sah er da, und zumeilen, wenn ihm jemand ängstlich wurde, konnte er groß sein. In Erinnerung an die ipridonwärtliche Derbheit irgendeines Hochschullehrers nahm er dessen barischen Ton an, drohte rasch mit der Ampulle. Oder er bedauerte: „Ja, ich weiß“, „Ja, das wird weh tun“, „Nur noch eine Kleinigkeit; gleich sind wir fertig.“

Je mehr ihm mit der Zeit gelang, weitgeschweifige Wehleidigkeiten seiner Opfer abzufragen, desto deutlicher allerdings spürte er jede Reaktion, die Verkrampfen der Finger, vorwärts, der Augenbrauen, dies Juden unterm Instrument, das unheilbar sich einstellte, sobald die Probeur den und jener Punkt erreichte. Damit rechnete er nun, wenn er den Vorgesetzten oder eine Sonde schätzte. Ob der bängliche Patient unter seinen Händen hochging oder gar ihm in den Arm fiel, sagte ihm Erfahrung schon, was demnächst geschehen werde. Ob er an das Nervchen rührte, weißte seine eigene Nervo die

verursachte Empfindung als Erfahrungstafel. Manchmal bog er dann auch aus, machte eine Einlage, schickte die Leute wieder weg, die gern fertig geworden waren, und erholte sich an oberflächlicheren Fällen.

In diesem vierten und fünften Jahr, als sich im fernen Kassenbetrieb einer ausgeübten Praxis Unannehmlichkeiten häuften und das hässliche Bitteren seine Augen überbürdete, merkte Schwattkopf, daß er schwächte, wenn er Schwierigeres vornahm. Dann mußte er die Türe öffnen, oder um Entschuldigungen bitten, für einen Augenblick.

Das war die Angst. Die Angst vor den Ängsten des Patienten. „Aber es tut ja gar nicht weh“, sagten die Patienten freundlich. „Nein, es kann auch gar nicht weh tun.“ Er war dem Schmerz zuvorgekommen.

Erfolge fanden ihn wehleidig, aber wurden ungeduldig; sie hätten nicht alle Tage Zeit. Er sollte loslegen, bitte, doch!

Solche Leute ahnten nicht, daß, was sie einmal forderten, er an diesem selben Tag schon ein dutzendmal erließ.

Nein — Schwattkopf sah es — das stumpfte nicht ab, sondern steigerte sich zur Summe: als nervöse Ueberreizung.

Schwattkopf gewöhnte sich daran, Unliebendes abzuschließen. Eiterungen, Weisheitszähne. Und — so hieß das — hysterische Frauen.

Aber er schwächte immer noch. Wenn er mitten in der Handlung abbrach, und die Leute fragten: „Was ist?“, antwortete seine Vider Antwort: „Das war der Reflex. Der Reflex, nicht am Körper des Patienten; in den Nerven Dr. Schwattkopfs.“ Jede Empfindung brachte aus, brachte ihn auf ihn herüber. Neben Zahn, den er plombierte, bohrte er sich in den Leib, über Stumpfen, den er auszog, rief im Kiefer ihm ein „Doh.“

Dieser Zahnarzt, dem zweihundert Dankbare schwarz auf weiß bekränzt hatten, daß er schmerzlos operierte, operierte unter Schmerzen.

Wenn auch nur ein Mund sich aufst, fühlte er sich schon verflungen. Hand er sein kleines Wartezimmer voll von dringlichen Patienten, so fuhr ihm der elektrische Mund durch alle Glieder bis zur Zehle. Eines Freitagsmorgens nun nahm das groteske Formen an. Schwattkopf trieb sich auf den Weg, seine Sprühkumde zu halten. Aber, schnurstracks hinausgehend, brachte er den Mut nicht auf, Also freite er auch diesmal erst um ein paar Duerkröhen. Eine Dame war bestellt, die hat des rechten Augenzahns einen Stikkaß bekommen sollte.

Schwattkopf fühlte diesen Stikkaß. Er tat ihm weh; empfindlich weh. Schwattkopf hatte richtig Zahnweh durch den Stikkaß seiner Dame. Schmerz.

Schwattkopf mußte, daß nichts anderes helfen werde als ihr das höchste Schmerz zu tun.

Gut. Er ging. Es mußte sein. So überquerte er die Straße.

Dr. dent. Schwattkopf

las er sein Schild. Da bekam er es mit der Angst. Da bekam er diese Angst, diese sinnlos dumme Angst, die viel schlimmer ist als Schmerz. Schwattkopf fühlte, wie ihm heiß wurde.

Ausgang nach dem Haberner Schloss der „Gräfin von Savern“ zu halten! Dieses Mal, 1907, unternahm ich einen Ausflug nach Savern heim, um die durch Goethe berühmte gemauerte Dertlichkeit zu besuchen. Ging nach dem Friedhof hin und besichtigte das kleine Goethe-Museum im „Döhlen“. Dienen lebten Herbst, 1901, am fünfzigsten Anfang des 19. Jahrhunderts nach M. i. e. n. h. e. i. m. bei Vahr zu ihrem Schwager, dem Baron von Marx und ihrer Schweser, der „Edwin“ in „Wahrheit und Dichtung“, überlebte und dort 1818 farb.

1910 machte ich eine Sommerfahrt, die ich meine „Alemannische Fahrt“ taufte. Sie führte mich über das altgeliebte Schwabacher nach M. i. e. n. h. e. i. m. Hier fand ein urfranzösisch angehauchter Demonstrationstag mit farbigen Lampfen — „Lampions“ — zu Gunsten eines Saalbaus statt.

Und zum letzten Mal in diesem Dasein verbrachte ich zwei Tage zu Straßburg und Altkirch am Vorabend von Allerheiligen 1911 auf einer mit meiner Frau unternommenen, winterlichen Fahrt nach M. i. e. n. h. e. i. m. Damals ahnten wir glücklicherweise noch nicht die entsetzlichen Ereignisse, die das fürchterliche Schicksal in seinem Schöße für uns bereit hielt.

Nicht lange vor dem Weltkrieg lernte ich den bedeutendsten elffischen Dichter der neuen Zeit, Friedrich V. e. n. a. r. d., zu Mannheim kennen, mochte der Dichtermann V. r. t. e. und beide zur Aufführung seines Schauspiels „Heraos U.“ eingeladen hatte. Mit V. i. e. n. h. e. i. m. blieb ich in gelegentlicher, schriftlicher Verbindung; er schlug die Brücke zwischen mir und dem Verlaa Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart, wo nachmals „Das Buch meines Lebens“, also meine Lebenserinnerungen, erschienen sind.

Die Wiederentdeckung des Elffisches war das freudigste Ereignis meines Lebens. Mit Hochgefühl, Stolz und Dankbarkeit, daß ich dies erleben durfte, bin ich oft mit der Militärmusik durch die Straßen elffischer Städte, geschritten! Die Wiederbesetzung des Elffisches von Deutschland war ein das finstere, schmerzvollste Ereignis meines Lebens.

Allerlei zu lesen

Das Ertaunen der Leser über die von der oberheimischen Dichterin Juliane von Stockhausen in dem neuesten Band „Schicksal am Meer“ (Verlag Enklin und Latelin, Neutlingen) behandelten Stoffe dürfte sich sehr bald legen, wenn sie sich vergegenwärtigen, daß die Dichterin aus Meilen den Norden selbst sehr genau kennt. Nicht selten in den beiden in diesem Band aufgenommenen fiktionalen Erzählungen „Schicksal in Vermit“ und „Heuer, ein Mann in Island“ herbe und im Anprall des Meeres mächtig gewöhnliche Menschen in einem schicksalhaft bestimmten Geschehen, aber die Dichterin erzählt dieses Geschehen mit einem gewissen Abstand. Denn auch sie ist in diesem Land fremd, wie die deutsche Frau, deren Schicksal in der ersten Erzählung aufgeschichtet ist. Es ist ein Land, das packt in seiner Weite und in seiner Herbit, das aber in dem aus dem Süden kommenden Menschen nur die Sehnsucht nach Sonne, nach der Lieblichkeit der Landschaft, nach der Fülle und Sattigkeit ihrer Farben zur unstillbaren Sehnsucht aufbrachten läßt. An der künstlerischen Form von Stockhausen hat die Schicksale aufgeschichtet, wie es nur die große Erzählerin und Geschichtenerzählerin, wie es vorrag. Das Buch wurde von Richard Sapper mit einigen Federzeichnungen ausgestattet.

Unter den schönen, schmalen Bänden der „Deutschen Reihe“ des Verlages Eugen Diederichs in Jena ist jetzt als 108. Band unter dem Titel „Vom Glück des Schauen“ eine Auswahl von Ausprüchen aus den Werken des großen Jakob N. r. f. h. a. r. d. erschienen. Der bekannte Kulturhistoriker Richard Benz hat diese ausgezeichnete Zusammenstellung des klugen Schweizer, der sich ganz als Deutscher fühlte, besorgt und damit dieses Bändchen zu einem wertvollen Beitrag der Geistesgeschichte der Gegenwart gemacht.

Wer sich jedoch etwas eingehender mit Jakob Burckhardt beschäftigen will, der wird freudig zu dem in der Dierichs'schen Verlagsbuchhandlung Leipzig erschienenen Band „Burckhardt“ von Richard Benz begrüßen. Es ist eine gute Auswahl, die Fritz Kapfhan besorgt. Ein biographischer Abriss wurde über 550 Seiten starken Band vorangelegt, so daß der Leser schon ein Bild von dem Schreiber dieser Briefe hat, wenn er die ersten Dokumente aus Burckhardts Hand zu lesen beginnt. Bei der weiteren Lektüre offenbart sich dem Leser die größte, umfassende geistige Offenbarkeit Burckhardts immer mehr und er wird bei einem systematischen Durchlesen die ungeheure Fülle aller von Burckhardt in Briefen behandelten Fragen auf sich einwirken lassen und mehr und mehr den Eindruck gewinnen, daß in diesen Briefen eine Fundgrube aller möglichen Geistesfragen vor ihm liegt, die auszuköpfen nur durch ein mehrfaches Lesen möglich ist. Damit wagt dieser Band über eine einmalige Alltagslektüre weit hinaus und wird zu einem wertvollen Begleiter, auf den man oft und gern zurückgreifen wird.

Eines der berühmtesten Werke Burckhardts wurde sein 1855 zum ersten Male herausgegebenes „Cicero“ „Eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens“ nannte der Verfasser es damals, der diesem Buch, das längst ein Standardwerk der Kunstgeschichte wurde, eine nur kurze Lebensdauer prophezeite. Wie anders es in Wirklichkeit gekommen ist, erleben wir am besten aus der Tatsache, daß der Kröner-Verlag in Stuttgart sich den ungeführten „Cicero“ in seinem Zahnenmuseum herausgebracht hat, eine verlässliche Tat, die den berühmtesten Bibliothek finden wird, selbst wenn wir in Bedenuna stellen, daß für uns heute nicht jedes Wort Burckhardts noch Offenbarung ist. (Sein Urteil über das Barock.)

Ebenfalls bei Kröner in Stuttgart erschien ein „Wörterbuch der Kunst“, das Johannes Zahn zusammen mit Robert Heidenreich und Wilhelm von Jena bearbeitet. Auf den über 600 Seiten dieser Fachausgabe haben die Verfasser mögliche Vollständigkeit an und haben vor allem die deutsche Kunst aus in ihrer Vorgesichte weitgehend berücksichtigt. Wertvoll erscheinen in den einzelnen Abschnitten die Literaturangaben, die dem Stadmann als Erinnerungshilfe, dem Laien aber als Anleitung für ein weiteres Studium willkommen sein werden. In den 2687 Stichworten des Bandes kommen 200 Abbildungen, die die der Band an Anschaulichkeit viel gewinnt. Günther Rohrdanz.

Mit Nadeln prickelten die Nerven. Er schwebte, schwebte ganz erlöschend.

Er sah sich um. Niemand hatte ihn bemerkt, niemand würde hindern, wenn er... Schwattkopf lächelte verträumt. Dann wandte er sich rasch. Mit der nächsten Klingelbahn fuhr er schleunigst nach dem Bahnhof.

Dr. Schwattkopf kam nicht wieder. „Sehen Sie“, sagte sein Nachfolger, „der Schmerz beim Zahnarzt tut nicht weh. Die Angst tut weh.“ Dann wußte er die große Sonde. Gewaltig lag behaglich tauchte er sie seinem Opfer in die Wunde.

Wanderungen im Elsaß

Von Heinrich Bierordt

(Schluß)

Ich lud Christian Schmitt zu Tisch in den Stifsteller ein, der sich in dem prächtigen, geschichtlichen Altkirchener Haus am Münsterplatz, dem Kammerzellchen, befindet, und bot ihm, der ich mich ihm so sehr für sein Wirken um mich und meine Dichtungen im Elsaß zu Danke verpflichtet fühlte, das hübsche „Döhlen“, das wir dort im roten Dratzer, meinem Lieblingswein, unter den elffischen Rotweinen, tranken. Ich sehe noch, wie dem lieben, guten Mann die Tränen in die Augen traten, so sehr überraschte und bekränzte ihn mein Schmolli-Merwein. Nun hielt er mich ganz sicher nicht mehr für hochmütig-zurückweisend, wie ihm vor der Zeit unersetzlich Kennenlernen weiß gemacht worden war.

In jenen glückseligen Zeiten kam ich jedes Jahr in die Reichslande, so auch 1908. Auf der Rückkehr von Korrika zog mich eine alte Schmeichelei nach der Hengberg bei Nussach, nach Schlettstadt, Reichenfels und Brunn. Von hier stieg ich auf die mir noch fremde genehliche Hofknigsburg, die eben damals in den Wiederherstellungsarbeiten steckte. Es war vor dies ja bekanntlich eine Zeittang eine Lieblingsburg des zweiten Wilhelm.

Auf dem stark dreistündigen Vormittagsmarsch durch den Hochwald begegnete mir keine Menschenseele bis zur Vura. Unterwegs wußte ich, ich kann fast lachen, bedete ich mich in einem einsamen Waldbrunnen, dessen schöne Inschrift lautete:

„Unsere Sprache, rein und hell, Ströme wie des Berges Quell.“

Wenn ich daran denke, wie vertrauensvoll und arglos in solch unheimlicher Wald einsamkeit ich mich, woffenlos, entkleidet, und niemals an die Möglichkeit einer Verabundung, eines Mordes dachte, überkommt mich nachträglich fast noch ein Gänsehautgefühl. Die Bäume und der Speerart, den ich ähnlich im Jahre 1900 durchkreuzte,

sind wohl die einsamsten deutschen Waldgebirge gewesen, die ich wandern und genießen habe.

Von der Hofknigsburg führt ich hinab nach Wanzel und Danielsrain, wo ich beim Förster Wellenstein vorsprach, ich gelange so wieder nach Reichenfels zurück, wo ich mir im Mineralbade den Staub abspülte und mich an der Heinrichsquelle labte.

Einmal fuhr ich — 1904 — einen Tag nach Straßburg, um Christian Schmitt und die Regierungsräte Renauch und Stiehe zu besuchen und einer Aufführung des geschichtlichen Schauspiels „Madame Sans Gene“ anzuzuwohnen. Sie entzifferte mich zwar etwas, aber ich hatte wenigstens Christian Schmitt und seine liebe Familie wiederzusehen.

1907 kehrte ich von einer meiner neun großen französischen Städtereisen durchs Elsaß heim. In Epinal hatte ich auf einem wirtshausartigen Kriegerdenkmal die bedeutungsvollen Worte „Patience“ und „Espoir“ — die dichterische Form für das Wort espérance — gelesen, die bezeugten, daß die Franzosen trotz des Mahnmories Gambettas gedachten, nie davon sprechen, immer daran denken“ — nämlich an die Heimholung und Wiedererregung von Elsaß-Lothringen, während man im kaiserlichen Deutschland an höherer Stelle stets die Weheimnisse des Herzens an der Zungenlippe trug.

Von Epinal bis Alenville fuhr ich über Salsburg und Zabern mit jeweiligen Aufenthalten nach Straßburg zurück.

Bei Rennung des Wortes „Zabern“ — verwandelt in „Savern“ — fällt mir eine dröliche Reiserinnerung meiner Eltern ein. Diese fuhren 1887 zur Weltausstellung nach Paris. Eine deutsche Mitreisende, die überaus für Schillers Gedicht „Der Gang nach dem Eisenhammer“, worin bekanntlich „Die Gräfin von Savern“ vorkommt, schwärmerisch einflammt war, lebte sich noch in Meaux, also eine Stunde vor Paris, aus dem Wagenfenster, um

Ausgang nach dem Haberner Schloss der „Gräfin von Savern“ zu halten! Dieses Mal, 1907, unternahm ich einen Ausflug nach Savern heim, um die durch Goethe berühmte gemauerte Dertlichkeit zu besuchen. Ging nach dem Friedhof hin und besichtigte das kleine Goethe-Museum im „Döhlen“. Dienen lebten Herbst, 1901, am fünfzigsten Anfang des 19. Jahrhunderts nach M. i. e. n. h. e. i. m. bei Vahr zu ihrem Schwager, dem Baron von Marx und ihrer Schweser, der „Edwin“ in „Wahrheit und Dichtung“, überlebte und dort 1818 farb.

1910 machte ich eine Sommerfahrt, die ich meine „Alemannische Fahrt“ taufte. Sie führte mich über das altgeliebte Schwabacher nach M. i. e. n. h. e. i. m. Hier fand ein urfranzösisch angehauchter Demonstrationstag mit farbigen Lampfen — „Lampions“ — zu Gunsten eines Saalbaus statt.

Und zum letzten Mal in diesem Dasein verbrachte ich zwei Tage zu Straßburg und Altkirch am Vorabend von Allerheiligen 1911 auf einer mit meiner Frau unternommenen, winterlichen Fahrt nach M. i. e. n. h. e. i. m. Damals ahnten wir glücklicherweise noch nicht die entsetzlichen Ereignisse, die das fürchterliche Schicksal in seinem Schöße für uns bereit hielt.

Nicht lange vor dem Weltkrieg lernte ich den bedeutendsten elffischen Dichter der neuen Zeit, Friedrich V. e. n. a. r. d., zu Mannheim kennen, mochte der Dichtermann V. r. t. e. und beide zur Aufführung seines Schauspiels „Heraos U.“ eingeladen hatte. Mit V. i. e. n. h. e. i. m. blieb ich in gelegentlicher, schriftlicher Verbindung; er schlug die Brücke zwischen mir und dem Verlaa Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart, wo nachmals „Das Buch meines Lebens“, also meine Lebenserinnerungen, erschienen sind.

Die Wiederentdeckung des Elffisches war das freudigste Ereignis meines Lebens. Mit Hochgefühl, Stolz und Dankbarkeit, daß ich dies erleben durfte, bin ich oft mit der Militärmusik durch die Straßen elffischer Städte, geschritten! Die Wiederbesetzung des Elffisches von Deutschland war ein das finstere, schmerzvollste Ereignis meines Lebens.

Der Winter steht vor der Tür

Wie schnell werden die ja schon recht kühl anmutenden Herbsttage zu Ende sein und der trostlose Winter seinen Einzug halten. Diese Tatsache verursacht mehr Kopfzerbrechen als das Herannahen des Sommers. Der Winter bringt kalte Kälte, Frost und Schnee mit sich, und da heißt es seine Kleidung so zurecht machen, daß man möglichst vor Erfältungen geschützt ist. Winterlich warme, ansehnliche Stoffe, möglichst hoch geschlossen verarbeitet, und wenn man seine tägliche Arbeit nicht gerade in einem durch Zentral- oder Dampfheizung erwärmten Raum verrichtet, dann tun auch lange Ärmel im Winter sehr gute Dienste.

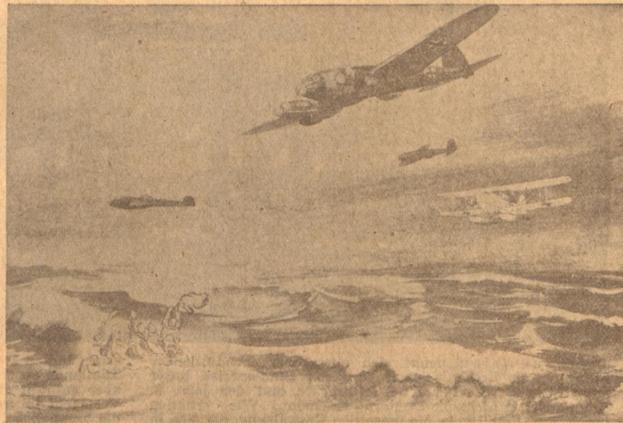
Also nun frisch ans Werk: Zunächst „Neues aus Altem“. Aus 2 Kleidern, aus einem Kleid und einer Bluse, aus einem Kleid und einem Stoffrock kann so allerlei Neues und zugleich Nützliches geschaffen werden. Ein Rock, braun, grün und lila mit etwas gelb kariert ergibt mit einem braunen Ober- und einem lila unteren Teil einen warmen Anzug. Taschen und Kragen jeweils aus dem absteckenden Material ergeben die Verbindung. Auch ein Mantel kann Verwendung finden: daraus wird ein Rock mit Faltenfalten und ein Koller, dem das Blusenteil und die Ärmel dazwischengefügt werden. Als Farbenanfangsmittel würde vielleicht dunkelblau mit taubengrün oder schwarz mit türkis, ebenso wie braun mit fenn in Frage kommen.



Auch einfarbig und gestreift kann sehr gut aussehen. Die aparte Wässerung des Blusenteils, die durch das Zusammenfügen entsteht, wiederholt sich an der Taille.

Aus kleineren Teilen ein Kleid herzustellen ist schon schwieriger. Aber auch da ist eine Lösung gefunden worden. Die Nähte werden durch Vorstücke aus absteckender Wolle betont. Zu braun eignet sich vielleicht am besten fenn oder türkis, zu grün und rot braun, zu gelb und türkis schwarz. Ein Kleid aus ganz neuem Stoff herzustellen ist immer einfacher. Und trotzdem will es überlegt sein, denn es soll doch heute ganz besonders darauf geachtet werden, daß man daraus später noch allerlei Veränderungsmöglichkeiten hat. Un-

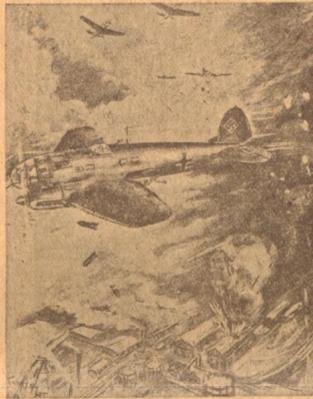
Zeichner SEHEN DEN KRIEG



Kameradschaft der Flieger bewährt sich: Ein deutsches Flugzeug mußte im Kanal niedergehen, die Besatzung rettete sich im Schlauchboot und wird von ihren Fliegerkameraden gefunden und endgültig in Sicherheit gebracht. PK-Duch



Deutsche Bomber greifen im Kanal ein englisches Vorpostenboot an. PK-Schäpke (Interpress 5)



Ein vernichtender Bombenangriff auf kriegswichtige Ziele. PK-Knudsen



Churchill: Es geht aufwärts! Hans Buhr



Kopfschmerzen England und der Dreierpakt Cirod

Köpfchen! Köpfchen!

Karree-Rätsel

Wer kennt Karlebrunne?

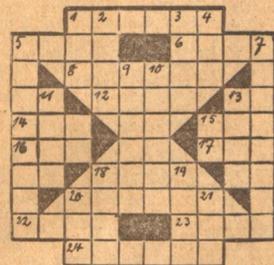
1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31	32
33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48
49	50	51	52	53	54	55	56
57	58	59	60	61	62	63	64

In die mit Zahlen versehenen Felder sind Buchstaben einzusetzen, so daß dieselben, fortlaufend von 1 bis 64 gelesen, Räbers über die unter 4 bezeichnete Frage erheben.

- 1) 14 2 4 92 10 6 15 18 28 40 29 17 11 8 80
- 2) 12 33 19 25 45 42
- 3) 5 16 47 34 35 46 52
- 4) 58 54 24 8 7 23 51 50 4
- 5) 39 9 57 18 44 49 21 48 55 24 37 21 60 21
- 6) 36 61 20 36 7 87 63 21 29 64 24 18 18 80
- 7) 62 54 89 26 46 52 40
- 8) 6 27 29 38 45 37 36 56 32 28
- 9) 58 41 37 22
- 10) 53 49 29 31 60 43 5

Schlüsselwörter: 1) Abteilung in der Badischen Kunstschule, 2) Name des ersten Stadtkommandanten, 3) Erbauer des Straßenschildes, 4) Herrscher von im Kaiserreich, 5) Brunnen in Hauptpoststraße, 6) Bildwerk im Schlossgarten, 7) Vertriebsbetrieb, 8) Kopf an der Außenseite des neuen Reichsvorstandesgebäudes, 9) Gestalter des Ehrenmals auf dem Ehrenfriedhof, 10) Straßennamen in Danzig. (R.)

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Insekt, 5. Handelsobjekt, 6. Jagd, 8. Bemerkliche Verbindung zwischen den Knochen, 12. Dargest., 13. Fluß in Russland, 14. Strom in Ägypten, 15. Dem Wind ausgesetzte Seite, 16. nordische Göttin des Todes, 17. türkischer Männername, 18. Berggipfelname, 20. Ninderart, 22. Kratersee, 23. altrömische Gewand, 24. Stadt in Holland. — Senkrecht: 1. Mißtrauen, 2. großes Gewässer, 3. feinförmiges Gestein, 4. Gegner Luthers, 5. Stadt an der Bergstraße, 7. Oper von Verdi, 9. römischer Historiker, 10. Nebenfluß der Wolme, 11. österrische Großstadt, 13. Schulsaal, 15. italienische Note, 18. italienische Wägen, 19. Schwimmvogel, 20. Seeflugzeug, 21. Erdart.

Satzpyramide

Auf der Terrasse des Zoologischen Gartens lag die kleine Gesellschaft beim Abendessen. Wenn die Musik schwieg, hörte man deutlich, wie ein Löwe brüllte oder ein — — — — — heulte. Herbert hatte heute den — — — — — im Nacken und war zu allerlei Scherzen aufgeleitet. Beim Festsitzen, es gab zarten — — — — —, legte er sorglich den Fuß auf Fremdes Schuhen und drückte dabei verächtlich einen Knuß auf ihren — — — — —. Irene tat, als habe sie es nicht gemerkt.

Jedes Wort entsteht aus dem vorhergehenden durch Abziehen eines Buchstabens und Schütteln der Restbuchstaben.

Wer hat richtig geraten?

Ziel mit Bällen, 1. Droht, 2. Stirn, 3. Waage, 4. Tisch, 5. Kerze, 6. Tisch, 7. Tisch, 8. Keller, 9. Waage, 10. Tisch, 11. Tisch, 12. Tisch, 13. Tisch, 14. Tisch, 15. Tisch, 16. Tisch, 17. Tisch, 18. Tisch, 19. Tisch, 20. Tisch, 21. Tisch, 22. Tisch, 23. Tisch, 24. Tisch, 25. Tisch, 26. Tisch, 27. Tisch, 28. Tisch, 29. Tisch, 30. Tisch, 31. Tisch, 32. Tisch, 33. Tisch, 34. Tisch, 35. Tisch, 36. Tisch, 37. Tisch, 38. Tisch, 39. Tisch, 40. Tisch, 41. Tisch, 42. Tisch, 43. Tisch, 44. Tisch, 45. Tisch, 46. Tisch, 47. Tisch, 48. Tisch, 49. Tisch, 50. Tisch, 51. Tisch, 52. Tisch, 53. Tisch, 54. Tisch, 55. Tisch, 56. Tisch, 57. Tisch, 58. Tisch, 59. Tisch, 60. Tisch, 61. Tisch, 62. Tisch, 63. Tisch, 64. Tisch.

Kalter Wein „schmeckt“ nicht

Geruch und Geschmack leicht verwechselt — Eine Plauderei von Dr. jur. Kurt Schmidt

„Der Wein ist nicht übel, aber wenn er etwas kälter wäre, würde er noch besser schmecken“, sagte mein Freund, und da er als Weinkenner gilt, wird er wohl recht haben. Trotzdem wagte ich ihm zu widersprechen: „Wenn er kälter wäre, würde er überhaupt nicht schmecken“. Ueberrast sah er mich an und fragte, ob das ein Scherz sein sollte oder ob er sich verhört hätte. „Keines von beiden“, erwiderte ich, „sondern eine Richtigstellung der Begriffe“. Und nun mußte ich es erklären:

Was wir am Wein schätzen, ist nicht sein Geschmack, sondern sein Duft. Mit dem Geschmackssinn können wir nur fünf Qualitäten unterscheiden: sauer, süß, bitter, salzig und alkalisch oder fettig. Alles übrige, das wir zu schmecken glauben, nehmen wir in Wirklichkeit mit dem Geruchssinn wahr. Wer sich die Nase fest zupflegt oder wer einen starken Schnupfen hat, so daß die Dämpfe nicht zu den Nerven des Geruchssinns gelangen können, dem schmeckt der Wein nur mehr oder weniger sauer oder mehr oder weniger süß oder von beiden etwas. Mit der Nase verschlossen, so kann man, allein mit dem Geschmack, Wein und verdünnten Essig nicht unterscheiden. Nicht Zunge und Gaumen, sondern die Nase ist das Organ, das über die Güte des Weins entscheidet. Vom besten Wein würde man keinen Genuß haben, wenn man ihn nie Wasser in vollen Jügen trinke. Der Kenner schlürft ihn deshalb langsam vom Rande des Glases, um seine Geruchsnerve mit dem

lieblichen Duft der „Blume“ in Berührung zu bringen. Der Genuß des Duftes wird aber gemindert und gestört, wenn gleichzeitig ein laurer Geschmack wahrgenommen wird. Wir müssen also vermeiden, die Säure des Weins zu schmecken. Nun lehrt die Erfahrung, daß die Geschmacksnerven durch Kälte gelähmt oder betäubt werden. Bei sehr kalten Getränken und Speisen gibt es keinen Geschmack. Wenn wir also den Wein kühlen, so schälen wir die Geschmacksempfindung aus, die Säure gelangt nicht zum Bewußtsein und wir können uns ganz der Freude an dem feinen Duft, der uns in die Nase steigt, hingeben. Hierin liegt der Grund, weshalb wir deutschen Wein, der meist etwas sauer ist, gern kalt trinken, während wir den wenig sauren Rotwein lieber etwas erwärmen, um neben dem Duft, den wir riechen, auch seine Süßigkeit zu schmecken.

Aus demselben Grunde muß helles, bitteres Bier kälter getrunken werden als milderes und süßes dunkles Bier, damit das Bittere nicht geschmeckt werden kann und das würzige Aroma ungehindert zur Geltung kommt. Aber nicht nur Kälte, sondern auch Hitze macht die Geschmacksnerven unempfindlich. Darum trinken wir den Tee gern heiß. Sobald er kalt wird, drängt sich der bittere Geschmack, der ihm anhaftet, vor und beeinträchtigt den Genuß seines feinen Aromas, das mit dem Geruch wahrgenommen wird.

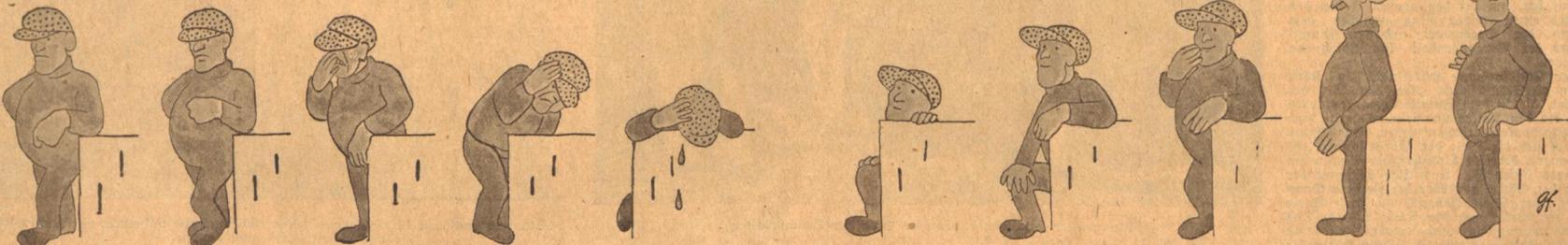
Für jeden Geschmack haben wir besondere Nervenenden oder Geschmacksknospen, die

ihre bestimmte Stelle im Munde haben. Die Nerven, mit denen wir Süßes schmecken, endigen an der Zungenspitze, die für das Saure an den Seiten der Zunge, die für das Bittere am hinteren Ende, an der Zungenwurzel. Daher brauchen wir eine lippe Flüssigkeit nur mit der Zungenspitze zu berühren, um das Süße zu schmecken, es ist nicht nötig, sie zu verschlucken, während etwas Bitteres erst dann geschmeckt wird, wenn es fast ganz über das hintere Ende der Zunge hinweggelangt ist. Wenn man zum Beispiel Chinin, das sehr bitter ist, langsam verschluckt, glaubt man zunächst, das Zeug schmecke doch gar nicht so unangenehm, bis schließlich im buchstäblichen Sinne „das bittere Ende“ nachkommt.

Berührt man die Zungenspitze mit einem reinen Glasstückchen, so entzieht durch die bloße Berührung ein süßlicher Geschmack, reibt man dagegen mit demselben Glasstückchen leicht die Zungenwurzel, so schmeckt es bitter.

Die meisten Nahrungsmittel haben überhaupt keinen Geschmack, aber auch keinen Duft. Ohne Zutaten würden sie äußerlich fade schmecken und deshalb, weil sie die Genuß nicht anregen, kaum genießbar sein. Darum muß die gute Küche alle möglichen Arten von Düften und Würzen hinzufügen, um die Speisen „wollschmeckend“ zu machen. Alkohol ist an sich ohne jeden Geschmack, er „brennt“ nur, indem er die Nerven des Temperatursinns reizt, ebenso wie Pfeffer, Senf und viele andere Gewürze, die aber, zum Unterschied vom reinen Alkohol, noch auf den Geruchssinn wirken. In den Likören schmecken wir nicht den Alkohol, sondern nur die Zutaten, die teils süß, teils bitter sind und außerdem verschiedene Wohlgerüche ausstrahlen.

Ein Fußballspiel aus der Trainer-Perspektive gesehen:



Unser Zeichner besuchte ein Fußballspiel. Aber eigenwillig wie Zeichner sind, beachtete er das Geschehen auf dem Spielfeld nicht im geringsten, sondern wandte seine ganze Aufmerksamkeit einem Mann zu, der außerhalb des Spielfeldes stand und mit dem Spiel selbst gar nichts zu tun hatte. Als wir am nächsten Tag den Zeichner fragten, welche Phasen des Spieles und welche Spieler er denn nun im Bilde festgehalten habe, meinte er lächelnd: „Keinen einzigen und doch das ganze Spiel!“ Und zeigte uns dieses Blatt. Es stellt den Trainer der siegreichen Elf dar. (Zeichnung: Gustav Großkopf. — Nachdruck verboten.)

Japans seelische Kraftquellen

Die Eckpfeiler: Schwertkult, Kaiseridee und Familiengötter

Bushido ist ein Wort, das zusammen mit den zwei anderen traditionellen Eckpfeilern, dem Kodo und dem Shinto eine dreifache Dreiecksform im kulturellen Japans bildet. Bushido ist der Weg des Schwertes, Kodo ist der Weg des Herrschers, Shinto ist der Weg der Götter, und wer Japan ganz verstehen will, der muß auch wissen, was es damit für eine Bewandnis hat.

In der uralten japanischen Volksreligion steht die Heiligkeit der Familie an der Spitze aller Dinge, und den Sippen mit der Folge ihrer Geschlechter wird eine göttliche Verehrung zugewendet. Es ist ein Ahnenkult, der weit in die Vergangenheit zurückgeht und sich dann in der grauen Ferne verliert. Die Geschichte des japanischen Volkes beginnt nach der Sage in der Vorzeit, in der die Sonne noch als ein lebendiger Gott über die Erde wanderte. Damals ist eine Tochter des Sonnengottes die Urmutter eines anerkannten Menschenstammes geworden, und ihr Nachfahre Ymimi war der erste Tenno, der erste Kaiser auf der japanischen Insel. Vom Ymimi-Tenno bis auf den heutigen Tag fließt nach dem japanischen Volksglauben das Blut der Sonne in ununterbrochener Folge durch die Söhne und Töchter der kaiserlichen Familie. Die Japaner, die in ihren Häusern den Ahnenstamm ihrer eigenen Sippe wie ein Heiligtum hüten, stehen ihrer kaiserlichen Familie mit einer betont religiösen Verehrung gegenüber. Der Tenno ist für sie nicht das politische Staatsoberhaupt im europäischen Sinn, sondern er ist der Inkarnation des Heiligtums Ahnenkults, er ist die göttliche und sichtbare Krönung aller Sippen des Landes, er ist das totale religiöse Prinzip, das außerhalb und turmhoch über jeder politischen Debatte steht.

Das japanische Bushido ist schwer mit dem Geist anderer Völker vergleichbar. Die Samurai, die romantischen japanischen Ritter, haben früher ihren Einfluß für den Tenno zum ethischen Prinzip ihres ganzen Lebens gemacht. Dieser Geist herrscht heute noch in der japanischen Armee. Die Offiziere des Meeres arbeiten mit der Strategie des zwanzigsten Jahrhunderts, aber ihr Schwert wird um Mitternacht von einem Priester geschmiedet im Shinto-Tempel gehämmert und geweiht. Das Schwert ist ein Kultgegenstand geblieben, ein Sinnbild des Bushido, ein Symbol der Samurai, und jeder Krieger fühlt sich als ein Enkel der Ritter des japanischen Mittelalters. Das Bogenschießen wird im japanischen Volke eifrig geübt. Es gilt nicht als Sport, nein, jeder Handariff, die Haltung, die innere Sammlung vor jedem Schuß, das alles ist kultisch, streng geordnet, und der einzelne Sinn heißt: Bushido, der Dienst am Ethos der Wehrhaftigkeit. Bushido ist der Geist, der die japanischen Krieger erfüllt, die streng nach der Samurai-Tradition jeden Augenblick bereit sind, die Kontinuität aus ihrer religiösen Treue zum Tenno zu ziehen. Aus solchen Quellen fließt die nationale Disziplin und die Opferfreudigkeit des japanischen Volkes.

Kodo, das ist der Weg des Herrschers. Die Kaiseridee steht beherrschend in der Mitte aller Gedanken, die in Japan gedacht werden. Ein Schrein mit dem Bild des Tenno geht mit in den Krieg. Und wenn ein Soldat zwanzigmal am Tag an diesem Schrein vorübergeht, dann beugt er sich auch zwanzigmal tief zur Erde. Kein Japaner geht in Tokio am Kaiserpalast vorbei, kein Chineser fährt dort vorüber, ohne daß sie sich das Haupt neigen und einen Augenblick des Tenno gedenken. Es ist für den Ausländer ein ergreifender Eindruck, wenn er am Geburtstag des Kaisers Zeuge sein kann, wie das Volk zur Gratulation antritt. Es zieht in langen Reihen vor das Tor des kaiserlichen Palastes, verbeugt sich stumm und geht wieder seiner Wege; bunt durcheinander die Arbeiter, die Handwerker, die Soldaten, die Offiziere und die Jugend. Das ist ein überzeugendes Sinnbild von der Kraft und Tiefe des Kodo, der Idee vom Weg des Herrschers. Der Kaisergedanke war in Japan schon immer sehr stark, aber seit dem Jahre 1869 ist er ins Riesenhafte gestiegen. Das war das Jahr, in dem der große Tenno Meiji das Land zu reformieren begann. Sein Wort war ein Befehl für das ganze Volk, und in der kurzen Zeit von damals bis heute hat Japan die europäische Zivilisation von Jahrhunderten nachgeholt. Es hat sich in wenigen Jahrzehnten das Wissen um die moderne Technik angeeignet. Es ist schwersten außenpolitischen Belastungen ausgesetzt gewesen. Es hat nach mancherlei Irrungen den Weg an die Seite Deutschlands gefunden. Alle Leistungen des japanischen Volkes fallen auf den Tenno zurück, aber nicht nur auf ihn, sondern vor allem auf den uralten Ymimi-Tenno, den ersten Kaiser, der bis in die Gegenwart wirkt. Weltweit von dem Lärm der Großstädte in der bauerlichen Landschaft Naro hat er seinen Schrein, und Naro ist ein nationaler Sammelplatz, ein Mecca, wenn auch in einem anderen Sinn. Es kennzeichnet die japanische Wesenheit, daß die moderne Jugend des fernöstlichen Inselreiches im freiwilligen Arbeitsdienst vor dem Schrein von Naro einem gewaltigen Aufmarschplatz für die nationalen Wallfahrer gebaut hat, um bei den großen Festen des Volkes einen ewigen Ring zwischen dem Tenno der Gegenwart und dem Ymimi-Tenno der Vergangenheit sinnbildlich zu schließen.

Der Kaisergedanke wäre nicht so stark, wenn es Shinto nicht gäbe, den Weg der Götter, die in dem Familiengedanken leben und die den Kaiser und seine Familie zum Reichsgedanken erhoben haben. Im Shinto rundet sich die Welt der Verehrungen des Japaners, dem die Ordnung der Sippen ein heiliges Gesetz ist. Auch hier bestimmt der Weg der Götter den Weg der Yamato Dammaschi, der Seele Japans, und diese Seele hat die Weite und die Tiefe Afriens. Das Feudalregiment vergangener Zeiten ist überwunden, aber dennoch, immer lehren die

Söhne der ehemaligen Abhängigen an den Festtagen zu den Söhnen der ehemaligen Gefolger zurück und wünschen ihrem Daimo, dem Lehnsherrn, den Segen der Götter. Dabei macht es gar nichts aus, ob der Sohn des einst so mächtigen Daimo heute ein verarmter und schwacher Mann ist und ob der Sohn des früheren Abhängigen heute zu den Industrietapitänen zählt. Der Direktor geht zu dem armen Mann, um ihm zu huldigen. Shinto, der Weg der Götter, ist auch der Weg der Sippen, und die Sippe des ehemaligen Lehnsherrn ist ein Gegenstand der Verehrung, auch wenn die sozialen Umwälzungen die Verhältnisse grundlegend vermandelt haben. Nicht das heute allein ist maßgebend, sondern die Wurzel und der Stamm, aus dem die Sippe gekommen ist. So wollen es die japanischen Götter, die an der Wiege der Geschlechter gestanden haben.

Diese drei Dinge, Shinto, Kodo und Bushido, bestimmen die innere Haltung des japanischen Volkes. Der Sozialismus der heiligen Sippe, die Ergebenheit in den Willen des Tenno und der Fanatismus des nationalen Opfers, und das Ethos der Wehrhaftigkeit haben ihm die Kraft gegeben, bei aller Traditionsverbundenheit die europäischen geistigen, materiellen und militärischen Entwicklungen von vielen Jahrhunderten in einem Menschenalter zu durchlaufen. Was den Japanern an förpferlicher Kraft fehlt, das ersetzen sie doppelt durch eine starke unerschütterliche Anspannung des Willens. S.

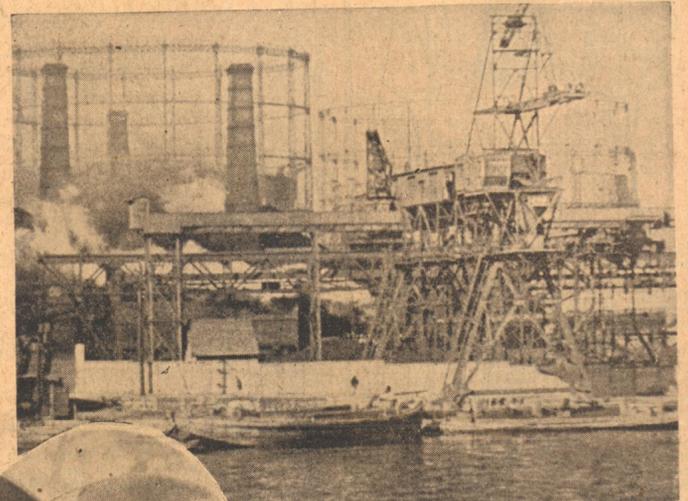


Das neue Asien nennt sich ein großer abendfüllender Film, den als Ergebnis einer längeren Studienreise unser Mitarbeiter Dr. Colin Roß mitbrachte, und der jetzt in den deutschen Lichtspieltheatern erscheint. Wir erhalten durch ihn Einblick in die gewaltige Umwälzung, die sich in China und Mandschukuo unter Japans Einfluß vollzieht.

sehen Indien zwischen Fron und Freiheit und das Erwachen Thailands zu selbständigem Denken und Handeln. Vor allem aber enthüllt sich uns das Mysterium Japans, der neuen Vormacht im asiatischen Riesenraum. Unser Bild oben zeigt die Tempelinsel Miashima, ein uraltes Heiligtum. Aufnahmen: Colin Roß-Degeto-Tobis



Das moderne Tokio, eine Weltstadt mit Hochhäusern, aber die Menschen auf den Straßen tragen nach wie vor den Kimono.



Yokohama: ein Hafen- und Industriezentrum Japans



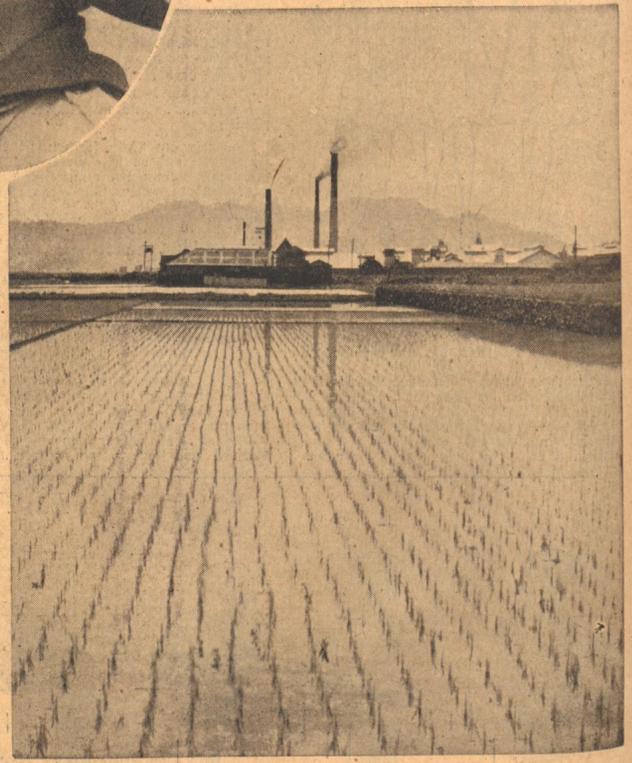
Japanische Mutter



Links: Japans Jugend



Ein uralter asiatischer Brauch: Tanz der Lamapriester



Mitten in endlosen Reisfeldern erheben sich moderne Fabriken, ein Wahrzeichen der Industrialisierung Japans.

Verantwortlich für Text und Bild: Dr. Günther Röhrdanz und Fred Feetz, Karlsruhe.